

[Nachdruck verboten.]

87

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kas mussen.

Sie vertrug es nicht gut, im Dunkeln allein zu sein, sie konnte plötzlich in größter Angst emporspringen und allerlei wunderliches Zeug vor sich sehen. Selbst mitten am Tage sah sie, wenn sie allein war, um sich her Schatten wie von Männern, und eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen.

Sie wagte nicht mit Abdallah davon zu sprechen, aus Furcht, daß er sie auslachen oder schelten würde.

Noch ärger war es durch einen Vorfall geworden, der sich am vorhergehenden Abend zugetragen hatte.

Zur Zeit des Sonnenunterganges, als alle Männer beim Abendgebet in der Moschee waren, hatte Mabruka etwas zu besorgen gehabt und die Alten aus der Zäuia waren noch nicht gekommen.

Sultana stand allein in der Küche, als ein verschleiertes Weib sich bei ihr einschlich. Sie stieß einen Schrei aus; denn das Weib stand wie aus der Erde geschossen da, ohne daß jemand an die Tür geklopft hatte. Da riß es hastig den Schleier vom Gesicht und sagte: „Verzeih meine Kühnheit, o Herrin, ich bin Zaied ben Du-Kris! Ich bin's, der für Dich singt, wenn Abdallah fort ist und Du auf der Terrasse ruhst.“ „Was willst Du von mir? Wie bist Du hierhergekommen?“

„Ich bin in dieser Verkleidung über die Terrasse geschlichen. Sei nur ruhig, niemand hat mich gesehen. Ich weiß, daß Du Abdallah nicht liebst. Fliehe mit mir! Ich bin reich! Und ich liebe Dich mehr als meine Augen. Ich will Dich glücklich machen wie eine Prinzessin.“

„Du bist tollkühn, Zaied! Wenn Abdallah käme, würde er Dir mit mir das Leben nehmen. Ich danke Dir für Deinen Gesang. Aber liebst Du mich, so geh Deiner Wege, wie Du kamst, und setze nicht unser Leben aufs Spiel. Ich liebe Dich nicht, Zaied, und ich kann Dich niemals erhören.“

„Und Du willst mir nicht lauschen, wenn ich von meiner Qual singe?“

„Ich bitte Dich, singe nicht mehr! Von nun an wird es mich nur ängstlich machen.“

„Und Du gibst mir keinen Beweis von Freundschaft?“

„Ich habe Dir nichts zu geben. Aber liebst Du mich, so geh! Ich werde freundlich an Dich denken.“

Ehe sie sich dessen erwehren konnte, schlang er seine Arme um sie und zwang ihren Mund gegen den seinigen.

Dann verschwand er lautlos wie ein Schatten.

Als Mabruka lange danach zurückkehrte, fand sie ihre Herrin bleich und zitternd vor Erregung. Sie argwöhnte, daß Mabruka mit Zaied gemeinschaftliche Sache gemacht, aber diese beschwor ihre Unschuld.

Dies Erlebnis des vorigen Abends war eine neue Erschütterung, die sie gegenwärtig nur schwer ertrug.

In dieser traurigen Unwetternacht lag sie da und grübelte. Neben ihr schnarchte Mabruka, aber sie konnte nicht schlafen. Sie dachte an Zaied und fürchtete neue Unbesonnenheiten von ihm, die Abdallahs Mißtrauen erwecken konnten.

Mitten in den zahlreichen Lauten des Unwetters meinte sie jemanden an die Tür klopfen zu hören. Sie hielt den Atem an und lauschte.

Als es sich wiederholte, weckte sie Mabruka.

Zum dritten Male pochte der Türhammer, und diesmal durchdröhnte es das Haus, daß kein Zweifel übrig blieb.

Mabruka stand auf und weckte die Alten aus der Zäuia, da sie selbst nicht zu öffnen wagte.

Draußen stand einer von Abdallahs Fünfstelpächtern mit seiner ganzen Familie, alle triefend von Wasser und in Tränen aufgelöst. Sie erzählten, wie stark der Fluß im Laufe der Nacht gestiegen sei. Das Wasser habe ihren Grund überschwemmt und sei in den gebrechlichen, aus Lehm und Stroh zusammengesetzten Gurbi eingedrungen, während alle in tiefem Schläfe lagen. Sie hätten unverzüglich flüchten müssen, um ihr Leben zu retten.

Als Sultana dies hörte, flammte all ihre alte Energie wieder auf.

Sie nahm Weiber und Kinder zu sich herein und hieß die Alten die Zäuia für die Männer öffnen. Es würden wohl im Laufe der Nacht andere hinzuströmen, die ein Asyl benötigten.

Man hörte, wie die ganze Stadt aufgeschreckt wurde. In den Gassen wurde es unruhig. Von der Richtung des Flusses scholl Angstgeschrei und anhaltendes Hilferufen herüber. Der Fluß selbst gab einen brummenden Laut von sich wie ein böses, unversöhnliches Tier.

Sultana zündete Feuer in der Küche an und kochte Kaffee, um die vor Kälte halb erstarrten Kinder ein wenig zu wärmen. Die kleinsten legte sie in ihr warmes Bett.

Wieder klopfte es an die Tür. Sultana hoffte, es würde Abdallah sein. Aber nein, es war ein neuer Grammes mit Weib und Kindern. Die zweitjüngste Tochter hatte der Fluß genommen.

Einer der Alten kam aus der Zäuia und bat um trockene Tücher und Decken. Die Zäuia war schon voll obdachloser Flüchtlinge.

Sultana suchte hervor, was es an Zeug im Hause gab und ließ es von den Beduinen in die Zäuia tragen. So hätte auch Abdallah es getan, wenn er daheim gewesen wäre. So weit kannte sie ihn nun.

Dann begann sie an all die Mäuler zu denken, die gesättigt werden sollten, wenn es Tag wurde.

Das Brot würde bald zu Ende sein; aber Weizengrüße gab es genug. Sie stellte Mabruka und die Beduinenweiber sogleich an, die Grüße zu sieben, denn man würde sicherlich Berge von Kuskus brauchen. Dann schickte sie Kaffee in die Zäuia. Alles erschöpfte sich in Lobsworten über die junge Gattin des Marabu.

Gegen Morgen kam Abdallah von Norden dahergeritten. Er wußte schon, daß seine Besitztümer unter denen waren, die am härtesten von der Ueberschwemmung betroffen worden.

Sein Gruß an Sultana war sehr kurz. Sie sah es an seinen Augen, daß er sehr erbittert war. Doch sagte er nichts mit Rücksicht auf die vielen Frauen, die jammern rings umherstanden. Er ging sogleich zur Zäuia hinüber, wo alle nach ihm fragten. Wer wohl sollte sie gegen die Wut des Wassers beschützen, wenn nicht Abdallah, der mächtige Marabu?

Er hatte die Zäuia noch nicht erreicht, als ein Krachen und ein Jammergeschrei aus seinem eigenen Hause erscholl. Er eilte zurück und konnte nicht fassen, was dieser Lärm bedeutete. Er mußte in den Hof eindringen, um sich klar zu werden, was geschehen war.

Das ganze Dach des Quergebäudes, in welchem sich nur der große Saal befand, welcher zugleich ihr Schlafgemach war, war herabgestürzt, vermutlich unter der Schwere des Wassers, das auf der Terrasse stehen geblieben war.

Sultana kam ihm schluchzend entgegengelassen:

„Meine Gazelle ist tot!“

„Schweig! Nun ist das Maß voll! Du bist es, die all diesen Fluch über mein Haus bringst! Wehe über Dich und Dein abtrünniges Geschlecht! Von morgen an bist Du nicht mein Weib!“

Sie hatte nicht Zeit, den Kummer oder die Freude, die diese Worte bargen, zu fassen.

Die eine der Beduinerinnen kam ihr mit wilden, erschreckten Augen entgegengestürzt.

„Meine Kinder!“

Jetzt erst erinnerte Sultana sich, daß sie die beiden Kleinen in ihr Bett gelegt hatte, und sie wurde wie eine Steinsäule.

Mitten in der wahnsinnigen Verwirrung kam Mabruka aus den Ruinen heraus, mit einem Kinde auf jedem Arm.

Die Säulen und der Himmel des Bettes waren stark genug gewesen, das Gewicht des stürzenden Daches aufzuhalten.

Wie durch ein Wunder waren beide Kinder mit einigen Schrammen davongekommen.

23.

Im Mai stattete Sultana, von dem Rechte, das ihr kraft des Ehekontraktes zustand, Gebrauch machend, ihren ersten Besuch in Tunis ab.

Abdallah hegte einen zu starken Widerwillen gegen ihre Familie, um sich von der Reise verlockt zu fühlen, und war überdies über Hals und Kopf von Verhandlungen in Anspruch genommen, denen er eine weittragende Bedeutung beilegte. Er begleitete sie und Mabrufa nach Sfax, wo Si Hamza in höchstehender Majestät erschienen war, um sie auf den Dampfer zu geleiten.

Nachdem der erste Born verraucht war, hatte Abdallah seine junge Frau wieder zu Gnaden aufgenommen. Sowie er ernstlich eine Scheidung in Erwägung zog, erwachte die Verliebtheit mit erneuter Kraft und zeugte allerlei Zweifel, ob er sein junges Weib auch wirklich entbehren könne. Was das Kind betraf, so durfte man nicht ungeduldig sein, sondern mußte Allah Dank sagen, wenn er die rechte Stunde als gekommen erachtete.

Noch ein Moment war es, das vielleicht schwerer wog als alle die anderen.

Die Unwetternacht hatte Abdallah minder hart betroffen, als es im ersten Augenblick den Anschein hatte. Einige Gurbien waren wohl mitgerissen worden, aber sie waren zusammen kaum dreißig Frank wert. Seine Grundstücke hatten keinen dauernden Schaden erlitten. Sie mußten von Kies und Steinen gereinigt werden, aber das war die Sache der Pächter und ging ihn nichts an. Sein Dach war eingestürzt, aber die Leute meinten — und darauf kam es ja an! —, dies sei kein Unglück, da es ja doch einmal dem Gejet der Vergänglichkeit verfallen war, sondern vielmehr ein günstiges Omen, durch welches Allah Gelegenheit gefunden, ihm seine Gnade zu zeigen und ein Wunder an ihm zu tun. Allah hatte seinen Grund und Boden überschwemmen lassen, damit seine Pächter hingehen und seine Frau wecken sollten, die in dem Bette, in dem sie lag, in Todesgefahr schwebte. Und als sie aufgestanden war und zwei Kinder auf ihr Bett gelegt hatte, hatte das herabstürzende Dach, um sein Weib vor Verzweiflung zu retten, die Kleinen verschont.

Sultanas Popularität war somit, nachdem sie eine Zeitlang infolge ihrer Parteinahme für die Selbstmörderin ernstlich bedroht erschienen, wiederum gestiegen, und diese Volksgunst bedeutete in Abdallahs Augen eine Macht.

In ihrem Elternhause fand Sultana mehr Frieden und Harmonie als je zuvor.

Die Herzen hatten sich einander genähert. Mutter und Sohn hielten zusammen und wußten Si Hamza gefügig zu machen.

Als er seinerzeit bei der Besetzung des durch den Tod seines Vaters freigewordenen Caidpostens übergangen worden war, hatte man ihm bedeutet, er sei noch zu jung, könne sich jedoch für späterhin Hoffnungen hingeben. Dies war der Grund, daß er nach Tunis übergesiedelt war, Umgang mit den Franzosen gepflegt und seinen Sohn in eine französische Schule gebracht hatte. Er hoffte sich auf diese Art einzuschmeicheln und in Erinnerung zu bringen. Sollte es auch für ihn selbst fehlschlagen, so eröffnete sich doch dem gelehrten Nur eine glänzende Karriere.

Diese seine Taktik erwies sich jedoch kaum als besonders klug und jedenfalls nicht mit der genügenden Geschicklichkeit durchgeführt. Wäre er in seiner Heimat geblieben, so hätte der Glanz des Namens El Askari in Verbindung mit seinem imponierenden Auftreten ihn wohl lange Zeit, vielleicht durch sein ganzes Leben auf der Oberfläche erhalten und ihm wahrscheinlich einen bedeutenden Einfluß unter den Arabern verschafft. Auch seine ökonomische Lage wäre eine andere geworden, wenn er persönlich die Aufsicht über seine Güter geführt hätte und nicht, wie in der Hauptstadt, beständig der Versuchung eines seine Kräfte übersteigenden, verschwenderischen Lebens ausgesetzt gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Die Watten.

Eine geographisch-naturwissenschaftliche Studie.

Von Dr. J. Sauerland.

An der deutschen Nordseeküste, die sich in einer Länge von etwa 280 Kilometer von der Insel Röm bis zur Ems erstreckt und an der die Mündungen der größeren schiffbaren Flüsse Eider, Elbe, Weser sowie der Jadebusen und der Dollart (Emsmündung) liegen, ist keine Erscheinung origineller und charakteristischer als die Watten. In keiner anderen Küste der ganzen Welt gibt es den deutschen Watten ähnliche Bildungen.

Die Watten sind eine Art amphibische Uebergangsformen zwi-

schen Wasser und Land und durch den eigentümlichen Wechselvorgang der Zerstörung des Küstenlandes durch das Meer und des Wiederabsetzens des losgelösten Materials entstanden. Denn die Nordsee, deren Fluten Tag für Tag fruchtbares Erdreich an den Strand tragen und bei dem Zurückweichen eine feine Schlamm- schicht zurücklassen, brach oft als „Nordsee“ mit rasender Schnelle und unwiderstehlicher Gewalt über das so dem Meere entzogene und von Menschenhand durch Deiche geschützte Marschland herein und verschlang große Länderstrecken, um sie nie wieder herauszugeben. Alle die kleinen Inseln an der deutschen Nordseeküste sind flägliche Ueberreste eines fruchtbaren Landes, auf dem einst Tausende von Menschen durch den Fleiß ihrer Hände im Wohlstand lebten. Freilich haben die Springfluten den festen Kern des Landes nicht zerstört, sondern nur die obere Erdschicht hinwegspülen können. Weicht dann zur Zeit der Ebbe das Wasser zurück, so liegt das ehemalige Festland mit grauem Schlamm überzogen als Watt vor uns. Dieser sandige und glimmerreiche Schlamm wird aber nicht nur unter Einwirkung von Ebbe und Flut vom Meere, sondern auch von den in die Nordsee mündenden Flüssen abgesetzt. Er besteht aus den von ihnen mitgeführten feinerdigen Stoffen, ferner aus den vom Meer an den benachbarten Küsten abgenagten mineralischen Keilen und aus dem feinen, durch die Brandung bewegten Sand sowie aus den unzähligen Resten von kleinen Lebewesen der marinen Tier- und Pflanzenwelt und der ins Meer geführten Süßwasserbewohner, endlich aus den Humussäuren der von allen Seiten kommenden Moorwässer, die sich mit den Kalt- und Kalterdesalzen des Meeres niederzuschlagen. Letztere liefern so den Schlamm, das wichtigste Bindemittel für die Sandmassen, und die übrigen vom Meere und Flüssen angehäuften Stoffe. Die humusfauren Salze bilden den Hauptbestandteil für die Entstehung der Watten und der Marschen. Daraus erklärt man sich in gewisser Hinsicht das Fehlen der Wattbildungen in anderen Meeren, wie z. B. in der salzarmen Ostsee.

Die Gesamtoberfläche der deutschen Watten stellt ein Gebiet von 3656 Quadratkilometer, also etwa so viel wie das Herzogtum Braunschweig, dar; davon bilden 3372 Quadratkilometer einen geschlossenen Grenzraum; der Rest besteht aus den sogenannten Wattinseln, die sich nicht an festes Land anlehnen, sondern vereinzelt als „Sande“ vor den Friesischen Inseln und innerhalb der zahlreichen Buchten, die das Meer in das Watt hineinsendet, aufstehen. Die nordfriesischen Watten sind ausgebreiteter als die ostfriesischen; jene bedecken einen Raum von 2024 Quadratkilometer (etwa so groß wie Sachsen-Koburg-Gotha), diese aber einen solchen von 1632,5 Quadratkilometer.

Die Watten sind, wie gesagt, amphibisches Land und ändern ihre Natur täglich mehrere Male: bei Flut legen sie ihr Wasser-, bei Ebbe ihr Landgewand an, d. h. bei jener bedeckt sie die See, bei dieser laufen sie mehr oder weniger trocken. Man hat die Watten von verschiedenen Gesichtspunkten aus eingeteilt, — nach ihrer Lage in: Festlandswatten, die Ausläufer und Vorläufer des Festlandes, Inselwatten, aus denen sich Inseln wie Hügel und Hochplateaus aus der Ebene erheben und in Stromwatten, die in den Strommündungen liegen.

Um die Schilderung der Watten anschaulicher zu gestalten, glauben wir einer wenig bekannten Beschreibung des niederländischen Schriftstellers Staring in der nachstehenden Uebersetzung hier Raum geben zu sollen: „Sobald die Watten vom Meereswasser verlassen ist, beginnt auf ihr ein reges Leben, das gegen die Grabesruhe, die noch kurz vorher auf der weiten Seitenfläche herrschte, gewaltig absteht. In unzählbaren Rinnsalen strömt das Wasser rauschend und murmelnd den großen Kanälen zu. Von allen Seiten her ertönt das eigenartig knatternde Geräusch plander Luftblasen, die aus den Myriaden von Wurmläusen aufsteigen, von denen der Schlamm durchzogen ist. Fische und Seehunde haben sich, dem Wasser folgend, zurückgezogen und überlassen das Reich unzähligen Vogelscharen, die kreischend und pfeifend die Nahrung aufsuchen, die ihnen das Meer hinterlassen hat. Hier wandelt langsam und bedächtig ein Trupp Silbermöven und sucht zurückgebliebene Fische. Dort läuft ein Austernfischer hurtig trippelnd entlang den Gräben, um an ihrem Rande Weichtiere aus ihren Schalen und Gehäusen zu picken. Oben in der Luft über den zurückgebliebenen Pfützen schießen Seeschwalben hin und her und stoßen nach den kleinen Fischen, mit denen sie sich selbst und ihre Brut ernähren. Strandläufer erfüllen die Luft mit ihrem eintönigen Ruf, dem an anderen Stellen sich der des Brachvogels zugesellt. Unter allem diesem Leben geht es den Schiffen wie den Fischen, denn für alle die Fahrzeuge, die des Frachtverkehrs oder des Fischfanges halber die Watten befahren, ist die Ebbe eine Zeit der Ruhe. Nur für den Muschelfischer, der während der Flut sein Boot den Muschelbänken so nah wie möglich gebracht hat, ist jetzt die Zeit der Ernte. Kehrt nach etwa drei Stunden die Flut mit einer Geschwindigkeit, die beträchtlich absteht von der Trägheit, mit der bei der Ebbe das Wasser die Watten verließ, wieder zurück, so ändert sich das Bild durchaus. Zuerst füllen sich unter dem gewaltigen Zubrang des Wassers die Kanäle und laufen alsbald über. Die große Wassermasse kommt darauf, eine Richtung einhaltend, herbeigerollt, und sofort ist alles, was noch eben Land zu sein schien, ein weites offenes Meer, nur fern am Horizont durch die Konturen der Büsten oder Inseln umgrenzt. Die Vögel ziehen sich landwärts zurück, Fische und Quallen schwimmen wieder über den Bänken,

Seehunde zeigen hin und wieder ihre rauhen Köpfe über den Bogen oder lassen in der Ferne ihr heiseres Bellen hören."

Nähern wir uns bei der Flut der schleswigschen Westküste, so dehnt sich vor uns das Wattenmeer als eine weite Wasserfläche, aus der die Halligen mit ihren flachen Linien kaum hervorragen. Meilenweit fährt der Küstensegler über die flachen Watten hinweg bis an die äußere Inselkette von Amrum und Selt. Wenn wir aber sechs Stunden später den Rückweg suchen wollen von Amrum, so ist das Bild ein vollständig verändertes. Jetzt ist das Gebiet bis zur Küste Land und nur einzelne Ströme und Biele führen das noch nicht abgelassene Wasser dem Meere zu. So wie die Flußläufer des Binnenlandes dadurch entstehen, daß die Regenmassen sich einen Ausweg suchen, so haben sich auch in diesem zwischen Land und Meere strittigen Gebiet ähnliche Flußsysteme gebildet, die das Wasser abführen, das zur Flutzeit über den Watten lagerte. Wenn nun die neue Flut kommt, so dürfen wir sie uns nicht als eine schäumend herantrollende Woge denken, es ist ein langsames Ansteigen der Meeresfläche, unheimlich weniger durch die Nacht, mit der das Wasser hereindringt, als durch die Unmerklichkeit, mit der es heranschleicht, bis wiederum das Meer nach 6 Stunden die Herrschaft über das Wattenreich hat. So ist das Wasser in diesem ganzen Gebiet im allgemeinen in einer so starken Bewegung, daß es keinen Schlick abzusetzen imstande ist, sondern daß es eher den vorher schon vorhandenen mit sich in die offene See reißt.

Betrachten wir nun näher die Welt der Watten. Sie ist nicht so eintönig wie man vermuten sollte. Zwar ist der im Westen nach der See zu gelegene Teil tot, und auf ihm findet sich keine Pflanze. Nach dem Lande zu sieht man Graswuchs, und am Fuße der Deiche ist das Watt noch häufig begrünt. Indessen erwähnenswert sind zwei Pflanzen: der Glaschmalz oder Krüdfuß und die Strandaster. Der Krüdfuß ist ein absonderliches Gewächs, die holländischen Seeländer genießen die Pflanze gekocht oder roh als Salat. Sie wird auch in Essig gelegt für den Winter und galt früher als ein ausgezeichnetes Mittel gegen den Storbud. In Schweden und um Marseille braucht man sie zur Bereitung von Soda, und in gewissen Gegenden Spaniens und Italiens wird sie sogar zu diesem Behufe angebaut. Auf den Glaschmalz folgt dann die schöne Strandaster, eine bis 1 Meter hohe Pflanze mit Blumen, um deren gelbe Scheibe sich blauviolette Strahlenblüten gruppieren. Die Strandaster ist zweijährig und zeigt einen Dimorphismus: im ersten Jahre wird sie noch nicht geschlechtsreif und treibt bloß Blätter, im zweiten wird sie geschlechtsreif und treibt dann außer Blättern, die aber kleiner sind als die des ersten Jahres, auch Blüten und trägt Samen, dann stirbt sie ab.

In sehr zahlreichen Arten ist die Tierwelt in den Watten vertreten. Nicht nur die Ebbe läßt aus den trodengelassenen Watten die mannigfaltigsten und sonderbarsten Tiergestalten zurüd, sondern eine Anzahl von eigentlichen Formen der Tierwelt der Watten ist hier angesammelt. Meist sind die Wattentiere Schlammbewohner: hier haust der jedem als Fischlöcher bekannte Pier und neben ihm ein anderer sonderbarer Ringelwurm. In ungeheuren Mengen finden sich Krebse und Krabben, Fische von der Garnele bis zur Scholle, wie sie sich in den Strömen und Bienen umhertreiben. Muscheln, Ries-, Tell- und Perzelmuscheln und Meerherzen sind keine Seltenheit in den Brien. Von interessanten Funden sei ferner des Bernstein und des Kollholzes gedacht. Das Kollholz, das in den verschiedensten Formen auftritt, und dessen Spalten von Sandkörnern, Foraminiferen und winzigen Tierresten erfüllt sind, stammt aus submarinen Mooren und Wäldern.

Das kleine Getier der Watten liefert vielen Vögeln willkommene Nahrung. Da sind zuerst die Regenpfeifer, kleine Sturmbögel in Gestalt den Kibitzen ähnlich. Man hört ihre Stimme oft des Abends und Nachts, wenn der Regen droht, hoch oben in der Luft, und daher haben sie ihren Namen. Dem Regenpfeifer sehr verwandt ist der Austerfischer, auch Stelzfüßler genannt. Der Säbelschäbler ist auf den Watten häufig und verläßt das Salzwasser nie. Obgleich er zu den Stelzfüßlern gehört, kann er doch ausgezeichnet schwimmen und übt diese Kunst auch freiwillig aus. Reichliche Nahrung in den flachen Tümpeln und Brien findet der auf den Watten zahlreich vertretene Fischweiber, ferner die Buntgans oder -Ente, sowie zahlreiche Möven. Im Winter stellen sich hochnordische Gäste im seichten Wasser der Brien und Lachen ein: weiße Gänse, der Papageitaucher, die schwarze Krauerente und Samtente und ungeheure Herden von verschiedenen Berniksgänsen.

In wirtschaftlicher Hinsicht sind indessen am wichtigsten die Auster und Krabben. Die etwa 50 schleswigschen Austerbänke in 1,5 Meter Tiefe, sind meist 100 Meter breit und 1000 Meter lang. Die Austerfischerei ist im schleswig-holsteinischen Wattenmeer Regal, ähnlich wie die Bernsteinfischerei in der Ostsee.

Die Ortsnamen im Deutschen.

Seinen beiden vortrefflichen Bändchen über „Ränder- und Völkernamen“ und über „Die deutschen Personennamen“ hat Rudolf Kleinpaul in der Sammlung Göschen jetzt eines über „Die Ortsnamen im Deutschen“ folgen lassen. (Nr. 578 der Sammlung, geb. 80 Pf.) Kleinpaul gibt keine bloße Material-

sammlung, sondern zugleich eine gründliche Untersuchung der Ent-widlung und der Herkunft der „deutschen“ Ortsnamen, und im Laufe dieser Untersuchung lösen sich die Rätsel der deutschen Ortsnamen zugleich mit denen der außerdeutschen. Sie sind überall dieselben“. Denn die Prinzipien der Benennung sind überall die gleichen. Für die enragierten Sprachreiner ist das Ergebnis des Vöcklers übrigens sehr traurig: ein großer, vielleicht sogar der größte Teil der deutschen Ortsnamen ist nicht deutsch, sondern gehört, gleich den zahllosen Fremdwörtern im Deutschen überhaupt, die man schamhaft als Lehnwörter bezeichnet, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, fremden Sprachen an. „Es gibt wenig ferndeutsche Gegenstände: im Osten kommen außer den Esten auch noch die Litauer in Frage; im Westen die nach der Aufhebung des Edikts vom Rantes ebenfalls in Brandenburg eingewanderten Franzosen; im ganzen Lande die Geistlichen. Verhältnismäßig am reinsten mögen noch die altjächsischen Lande, Westfalen und Hannover, geblieben sein.“

Vortwiegend sind es keltische, lateinische und slawische Bestandteile, die unsere deutschen Ortsnamen „berunreinigen“. So ist Leipzig (Lindenstadt) wendisch. Wendisch sind überhaupt die Ortsnamen, die auf -in, -ig, -witz und -zig ausgehen. Also hat nicht einmal die Reichshauptstadt einen deutschen Namen. Im zwölften Jahrhundert war Köpenick der bedeutendste Ort an der unteren Spree, und unterhalb dieses Ortes stand am rechten Ufer ein Pranger, wie denn noch vor einigen Jahrzehnten auf der Königsstraße, am alten Rathaus, ein Schandpfahl zu sehen war. Jenem Pranger nun verdankt Berlin seinen Namen. Den Platz des Prangers nannte man „den Berlin“. (Auch das Italienische hat ein Wort „berlina“ für Pranger.) Albrecht der Bär zog um 1167 rheinische Kolonisten ins Land, die auf der Spreeinsel einen Ort anlegten, den sie, ihrer Heimat gedenkend, Köln taufte. (Dieselben Leute gründeten aus demselben Grunde ein Straßburg in der Uckermark, ein Lachen oder Aken an der Elbe und Frankfurt an der Oder.) Die Doppelgemeinde hieß nun „Zu dem Berlin und Cöln“. Schließlich wurde Berlin allein, da es den wirtschaftlichen und bürokratischen Mittelpunkt barg, maßgebend.

Nicht anders wie den deutschen geht es den fremden Ortsnamen. Ancona (d. i. Elfbogenstadt, weil es an einer starken Krümmung der adriatischen Küste liegt) hat einen griechischen Namen, ebenso Neapel und vielleicht sogar Rom. Paris und London sind keltische Bezeichnungen, die Volksstämme, denen diese Namen ursprünglich angehören, sind fast erloschen. Die Pariser waren das Schiffsvolk (Par = Schiff), sind aber selbst keine Kelten. So ist überhaupt sehr häufig die alte Ortsbezeichnung von Eindringlingen respektiert worden, da sie nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen wußten. Spanische Städte wie Cadix, Cartagena, Malaga haben ihre phönizischen Namen behalten, obwohl die phönizischen Gründer dieser Städte schon in grauer Vorzeit wieder ausgetrieben wurden.

So kann es vorkommen, daß ein Platz seinen Namen durch Jahrtausende behält, selbst wenn er seine Staatsangehörigkeit unzählige Male wechselt, und Kleinpaul sagt sehr richtig vom Geschichtsforscher: „Er kann die unverwundlichen Ortsnamen als Beweisstücke brauchen und zu Zeugen der Vergangenheit anrufen; er liest in ihnen als in Palimpsesten. Durch die Krähensfüße der Gegenwart hindurch erkennt er die erloschenen Schriftzüge der ersten Schreiber wieder. Mehr wie irgendwo erweist sich hier die Sprachwissenschaft als die Hauptstütze, die magische Laterne der Kulturgeschichte.“ — Wozu nur noch bemerkt werden muß, daß Kleinpaul damit keine Tatfrage konstatiert, sondern eine Forderung erhebt.

Namen des Auslandes werden zwar zum Teil ziemlich trenn übernommen und halten sich dann in der Fremde reiner als in der Heimat, wo sie den laufenden Sprachgelegen unterliegen. Meist aber werden die Namen sehr verstimmt, wie es die alten Griechen mit den ägyptischen Bezeichnungen machten, oder die Engländer mit den indischen Namen, die sich in ihrer englischen Aussprache und Rechtschreibung auch bei uns eingebürgert haben. So mühte es statt Kallutta mindestens Kallatta heißen, statt Bombay: Bombah.

Das Wort Stadt ist das Hauptwort zu dem Zeitwort stehen, es ist im Grunde dasselbe wie Statt, und die Schreibung mit dt stammt von der niederdeutschen Form stad, der man schon im sechzehnten Jahrhundert, als die Orthographie allmählich barock wurde, ein t anhängte, das sich bei Wörtern wie undt, gesundt, Brodt, todt, Schwerdt usw. mit dem 18. Jahrhundert wieder verlor, nicht aber bei Stadt. Das ältere Wort für den Begriff der Stadt ist aber eigentlich Burg. So überlegte auch Alfila das griechische Polis (Stadt) mit Baurg, und die alten Urkunden verbinden gern beide Bezeichnungen: „unser Burg und Stat zu Sarbruden“, „die Stede zu Limpurg“, „die Stat ze Augspurg.“ Noch heute haben wir ja zahlreiche Ortsnamen mit -burg, von den „Bürgern“ ganz zu schweigen.

Ein „Garten“ heißt eigentlich jedes Gehege, so entstanden Gardelegen, Stuttgart u. a. Stuttgart ist ein Gessülgarten, wie denn in der deutschen Sage Heime sich von dort den Hengst Falke Holt, und wie das Stuttgarter Wappen ein Mutterpferd mit saugenden Fohlen aufwies. Auch die Worte Hof und Jaun dienen zur Namenbildung, wie schon die Phönizier das Wort Gadiz verwandten, das zugleich den Jaun und den eingezäunten Platz bezeichnete: Agadir in Marokko ist ihre Gründung. Das Wort Jaun ist in deutschen Ortsnamen selten, aber um so häufiger kommen seine Verwandten in anderen Sprachen vor. So ist ein alter keltischer Stamm Dair in Worten wie Pverden, Dunbar, Dundee erhalten und das englische town (Stadt) samt seinen Abwandlungen = ton und = ten ist

gleichfalls nichts anderes als ein eingezäunter Ort. Häufiger als der Baum ist der Hof in den Ortsnamen, das = hofen erscheint in der Schweiz häufig zusammengezogen zu = on, wie in Pfäffikon. Übermalls ein neues Wort für den umgekehrten Platz ist „Sagen“, womit zunächst die lebende Gede, besonders die der Sage- oder Hainbuche, gemeint ist. Neben Friedrichshagen, Stabenhagen, Stadthagen usw. sind auch Orte wie Ziegenhain danach benannt, denn -hain ist nur eine andere Form von -hagen, und aus -hain wird durch Volksdeutung sogar noch „-hagen“. Der „Garten“ wurde schon erwähnt, er steht in zahlreichen slawischen Namen, die heute Orten von sehr verschiedener Nationalität angehören, etwa: Stargard, Graz, Königgrätz, Nowgorod (von den deutschen Hansaleuten einst Rogarten genannt). Während das so häufige -hausen (übrigens in „Susum“ am reinsten erhalten) erst später aufkam, bildet in allen indogermanischen Sprachen ein anderes Wort von ähnlicher Bedeutung einen häufigen Bestandteil der Ortsnamen: unser -wich, das slawische -wos, das lateinische vicus, das griechische oikos (ursprünglich foikos) sind ein und dasselbe: Haus. (Die „Delonomie“ ist hier gleichfalls zu Hause.) In unserem Worte Weichbild erscheint jener Stamm ebenso wie in Braunschweig, in Wiede, in Rowawes, in Schleswig, in Gardowiel oder in den englischen Ortsnamen auf -wich und -wid (Greenwich, Barwick), den holländischen auf -wyl und -wijl (Myswil, Wijl aan Zee). Auch die Worte Bau (Baude, Bude) und Heim haben ihre ausländischen Gegenstücke in Wisby, Derby, Birmingham, Rome usw. Die einleitende Form von Bau ist das Bauer (Vogelbauer = Vogelhaus) und sie findet sich in Beuron, Büren und vielen -beuren. Das russische Selo = Dorf wird zu Seele gedeutet im pommerschen Diebessele (eigentlich Lipa Selo = Lindendorf). Das Wort Dorf bedeutet den ungeordneten und zerstreuten Haufen. Das größere Dorf erwarb das Marktrecht, daher Markt-Redwitz usw. Daher aber auch Torgau, vom slawischen torg = Markt. Das Wort „Ort“ bedeutet eine Spitze (der Schuhmacher nennt die Pfrieme eine Ort); die Namen auf -ort sind häufig bei Flußmündungen. Gaff und Hafen sind eigentlich das vom Meer angefüllte Beden. Das schottische Firth, das nordwestliche Fjord und unsere Föhre sind mit dem lateinischen portus (Hafen) verwandt, das natürlich auch in Portsmouth, Port Arthur usw. vorliegt.

Das römische castrum (Lager) mit der Verkleinerungsform Castell ist in zahlreichen Sprachen vortiert. Wir finden die englische Form castle, die französische chateau oder château, wir finden Orte wie Kastel, Bernkastel, Castres, Chester, Manchester, Gloucester (Gloster), Leicester (Lester), Lancaster, Chesterfield. Nicht immer liegt aber hier eine römische Befestigung zugrunde. Die Ortsnamen mit „-kirchen“ sind so häufig, daß wir nicht darauf eingehen brauchen. Von Klöstern erhielten viele Städte ihre Namen: München ist ursprünglich die Villa Munichen (die Form Münnich für Rösch findet sich noch im 19. Jahrhundert), gleichbedeutend mit München ist Monaco. Münster kommt vom monasterium (Kloster), desgleichen das englische Minster; Arminster liegt am Aze, die Westminster- und die Osminster-Kathedrale in London stammen schon aus dem siebenten Jahrhundert. Auch Monastir hat denselben Ursprung, ebenso Montreux (= Mönsterle). Frankfurt heißt nach der Furt, durch die die Franken den Main passierten: Franconofurd ist die Form zur Zeit Karls des Großen. Erfurt ist die Furt über die Gera, wie Klagenfurt die über die Klagn oder Glan. Vielleicht allerdings ist bei Erfurt an das Heer zu denken, wie beim westfälischen Herford und beim englischen Hereford. Bei Schweinfurt handelt es sich um eine richtige Schweinfurt: Suinvordi. Dem entsprechen Dxford, Ochsenfurt und Vosporus, die alle dasselbe bedeuten. Nach der Furt ist die Fähr (lateinisch trajectum) und erst dann die Brücke im Gebrauch. Utrecht ist wohl die alte Fähr (nämlich am Rhein), wie Maastricht die Maaßfähr. Unter den Orten mit „-brück“ ist Osabrück (niederdeutsch Offenbrügge) ein Gegenstück zu Ochsenfurt. Auch Mühlen werden namengebend. Moulins heißen 22 Städte in Frankreich, bei uns sind die Mülhhausen und Mülheim wohl ebenso zahlreich. Die niederdeutsche Form ist Mölln, in England gibt es ein Millbrook (Mühlbach), in Holland ein Moleneel. Wirtshäusern verdanken Städte wie Zabern (lateinisch taberna), Heidekrug usw. ihren Namen.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Bildungswesen.

Musikalische Volksbüchereien. Genosse Hanauer-Brüffel schreibt uns: Zu den aus dem 2. Heft des „Kunstwart“ übernommenen Darlegungen in Nr. 102 des Unterhaltungsblattes seien mir wenige Worte gestattet. Bibliothekar Seerig und ich haben am 1. Dezember 1904 im Anschluß an die Freibibliothek und Lesehalle in Frankfurt a. M. eine auf vollständiger Unentgeltlichkeit begründete Abteilung für Musikalien eröffnet, fast gleichzeitig mit der Münchener, die Herr Mariop ins Leben gerufen hat. Wie damals bin ich auch heute noch der Ansicht, daß bei dem augenblicklichen Stand der Dinge rationell nur ein Anschluß an eine modern geleitete öffentliche Bibliothek in Betracht kommen kann; vielleicht könnte man auch an eine Angliederung an eine Konser-

vatoriumsbibliothek denken. Man hat schon lange in der Kruppischen Bücherhalle, dann in Hamburg, ganz kürzlich in Charlottenburg ähnliche Abteilungen begründet. Wenn die künstlerische Beratung durch den Bibliothekar noch nicht ausgebildet ist, so ist dies nur ein Teil eines weitverbreiteten Mißstandes, denn man schätzt den Wert der Bibliotheken und die Arbeit des Bibliothekars noch in weitesten Kreisen nicht genügend; erst in allerletzter Zeit wird dies in Deutschland anders. Es besteht auf dem Gebiete der Kunst, insbesondere der Musik nur ein Beispiel in Deutschland für die unentgeltliche Erteilung von Musikunterricht, das ist die Würzburger Musikschule, deren Wirken aber auf einen bevorrechteten Kreis — die Studierenden der Universität — begrenzt ist.

Dieser unentgeltliche Unterricht an Begabte muß ebenso eine Schulforderung der Partei werden, wie die Forderung der Bibliotheken überhaupt.

Es ist natürlich notwendig, daß die Bibliothek sich die Beratung durch die maßgebenden Kreise sichert, und daß dementsprechend Schund, Potpourris und Spidee-Auszüge, dies neueste Produkt der den Preiskurz der Wagnerschen Opern fürchtenden Verleger, strengstens ferngehalten und, falls sie von wohlwollenden Freunden geschenkt sind, dem Feuertode überantwortet werden.

Astronomisches.

Die Arten der Sterne. Die Annahme, daß die helleren Sterne uns näher, die schwächeren weiter entfernt sind, erscheint zunächst ganz willkürlich. Man sollte meinen, daß eine Sonne, die größer und mit stärkerer Leuchtkraft begabt ist, am Himmel für das Menschenauge als hellerer Stern auftritt im Vergleich zu einer anderen, die zwar weniger weit entfernt, aber kleiner ist. Dennoch hat sich im allgemeinen jene Vermutung als zutreffend herausgestellt. Allerdings ist es bisher nur in einer immer noch verschwindenden Zahl von Fällen möglich gewesen, die Entfernung der Fixsterne mit einiger Zuverlässigkeit zu messen. So weit diese Aufgabe zu erfüllen gewesen ist, hat sich auch eine merkwürdige Beziehung zwischen der wirklichen Helligkeit der Fixsterne und ihrem Spektrum, also ihrer stofflichen Zusammensetzung, herausgestellt. Die Sterne beispielsweise, die in ihrer Zusammensetzung zu den Verwandten des Sirius gehören, sind durchschnittlich etwa 50 mal heller als unsere Sonne, die Sterne aus der Familie des Procyon nur etwa fünfmal heller. Noch merkwürdiger ist die Tatsache, daß die Fixsterne, deren Spektrum dem bekannten der Sonne gleicht, auch etwa dieselbe Helligkeit haben. Es gibt aber auch Fixsterne, die eine sehr viel geringere Leuchtkraft besitzen. So haben die orangefarbenen Sterne im Mittel nur ein Sechstel, die roten Sterne sogar nur ein Fünftel von der Helligkeit der Sonne. Dabei darf man freilich nicht vergessen, meinte Professor Russell in einem Vortrag vor der Amerikanischen philosophischen Gesellschaft, daß es viele Sterne von größerer Helligkeit gibt, die viel zu weit entfernt sind, als daß man ihre Entfernung bisher mit annähernder Zuverlässigkeit hätte bestimmen können und unter ihnen befinden sich solche mit den verschiedensten Spektren. Man muß annehmen, daß manche von ihnen 100- und gar 250mal heller sind als die Sonne. Auf sie trifft also die Unterscheidung nicht zu, indem auch die rötlichen Sterne die Sonne an Leuchtkraft weit übertreffen, obgleich wohl die weißen Sterne auch in dieser Gruppe stets die helleren sind.

Aus dem Tierreiche.

Eindecker im Insektenreich. Seit dem großen Leonardo hat man sich bei dem Streben nach der Verwirklichung des künstlichen Fluges die Vögel zum Muster genommen und aus ihrer Bewegung zu lernen versucht. Ein französischer Naturforscher Dr. Bellemo hat jetzt den Nachweis versucht, daß man von den Insekten sich noch besser über die Geheimnisse des Fluges unterrichten lassen könne. Er bezeichnet die Vögel sogar als die schlechtesten Vorbilder für diesen Zweck, weil ihr Körperbau viel zu verwickelt und eigenartig sei, als daß man ihn nachahmen könnte. Für die idealen Lehrmeister im Kunstflug hält Bellemo die Ordnung der zweiflügeligen Insekten, zu denen namentlich die Fliegen und Mücken gehören. Er vergleicht eine Fliege mit einem Blériot-Eindecker. Die Fliege aber hat außer ihren beiden ausgewachsenen Flügeln noch einen kleinen Apparat, der als ein Ersatz für ein zweites Flügelpaar bestimmt ist. Es besteht in zwei kleinen starren, in einen Knopf endenden Stacheln, die zwischen der Brust und dem Hinterleib befestigt sind. In manchen Fliegenarten sind sie auffälliger als an anderen. Nach den Versuchen von Dr. Bellemo dienen sie zur Erhaltung des Gleichgewichts. Eine Fliege, die ihrer beraubt wird, verlernt damit nicht die Fähigkeit des Fluges, aber sie kann namentlich beim Abstieg die Richtung nicht immer recht einhalten. Im Schwebeflug aber kann es gar geschehen, daß sie sich überschlägt. Sie muß jenes Organ auf alle Fälle sehr stark vermischen, denn sie gibt das Fliegen nach einigen Versuchen bald ganz auf und bewegt sich fast nur noch auf ihren Beinen. Vergißt sie ihr Unglück und vertraut sich aufs neue ihren Flügeln an, so kommt es meist bald zu gleichen Unglücksfällen. Dr. Bellemo schließt aus seinen Beobachtungen, daß es für die sichere Erhaltung des Gleichgewichts beim Flug von größter Wichtigkeit sei, durch irgend einen Mechanismus den Schwerpunkt stets unmittelbar unter der Aufhängungsachse, das heißt der Mittellinie der Flügel zu halten.